

No 1, 2 u 4
Kirchliche Blätter, Hermannstadt
Hermannstadt 1929, Januar

Die Ideen der Zeitschrift "KLINGSOR". +/

Petit → abgedruckt in den „Kirchlichen Blättern“, Hermannstadt,
→ 3. Januar 1929, Seite 3-6, 10. Januar, Seite 15-18, und 24. Januar, Seite 31-32.

Es mögen wohl Manche über das Thema der nachfolgenden Ausführungen sich wundern, in der Meinung, dass ich wohl noch Zeit hätte, über meine Zeitschrift öffentlich zu sprechen, weil sie erst im fünften Lebensjahre steht. Träte ich hier als Berichterstatter über eine so kurze Redaktionstätigkeit auf, hätten sie recht und könnten noch dazu lachen, weil ich sehr bald zu meinem eigenen Biographen geworden wäre.

Aber es ist mir um ganz anderes zu tun, das gleicherweise die Leser und mich angeht, und so sei es gestattet, dies Wesentlichere, die Sache selbst meiner Zeitschrift darzulegen, woraus dann der und jener noch immer einen Grund suchen wird, um zu behaupten, es sei mir bloss um ein Werben zu tun - mir ist es gleichgültig. Die Sache wird darunter nicht leiden.

Manche haben den Standpunkt der Zeitschrift zu umschreiben versucht, indem sie aussprachen, "Klingsor" sei das Organ der Kriegsgeneration. Dies ist nur zum Teil richtig. Unrichtig, wenn man den Klingsor gleichsam als Vertreter der Kriegsteilnehmer hinstellt, dem das Wohl und Wehe dieser Männer am Herzen liegt. Das hiesse, die Zeitschrift ist ein

=====
+/ Die nachfolgenden Gedankengänge bilden den Inhalt eines Vortrages, den Dr. Zillich im Jahr 1927 in mehreren unserer sächsischen Städte gehalten hat. Der Vortrag wurde bald hernach in der Kronstädter Zeitung veröffentlicht. Wenn wir ihn nun auch in den Kirchlichen Blättern mitteilen, so geschieht es, weil wir der Meinung sind, dass die behandelten Fragen gerade auch unsern Leserkreis interessieren, dieser aber mit dem der Kronstädter Zeitung sich nur teilweise deckt. Wir entsprechen dabei auch einem Wunsche des Verfassers, den wir um so lieber zu dem unsern machen, als auch uns viel daran gelegen ist, Anschauungsunterschiede zwischen den zeitgetrennten Generationen auszugleichen oder doch einander bis zu einer Verstehensweite zu nähern. Dazu scheinen uns Dr. Zillichs Darlegungen besonders dienlich zu sein. Noch bemerken wir, dass wir sie des äussern Gewandes eines Vortrags - soweit sich dieses in Anreden an die einstige Hörerschaft äusserte - mit Erlaubnis des Verfassers entkleidet haben. - Die Schröpfung des

„Kirchlichen Blättern“, Hermannstadt

unterstützendes Organ für die ehemaligen Kampfsoldaten und damit ein Interessenanwalt für sie, habe die Aufgabe, den etwa zwanzig Jahrgängen, die den Krieg geführt und in der Heimat etwas an Boden verloren haben, den Weg zu ebnen, nicht gerade in Gebieten des Erwerbs, sondern zu ihrer geistigen Belohnung. So etwa: als verlangten wir, dass den Kriegsteilnehmern ein geistiger Einfluss eingeräumt werde zum Lohn für die Not, die sie durchstanden haben.

Eine solche Absicht verfolgt der Klingsor nicht. Sie stünde im schroffsten Gegensatz zu unseren tatsächlichen Zielen, die keinen Stand und keine Generation unterstützen wollen, auch keine Hilfsdienste für jemand leisten, der zu einer Gruppe gehört durch ein ausser ihm liegendes Moment. Zu einer Generation zu zählen, bedeutet zunächst garnichts und im Kriege gewesen zu sein ebensoviel.

Ist aber zu erkennen, dass der Krieg und seine Folgezeit gewisse, uns fruchtbar erscheinende Ideen gab und wir deren Vertreter in Siebenbürgen sind, so heisst das auch, dass wir ein Blatt der Kriegsgeneration sind. Sind es aber von Tag zu Tag, wo die Berechtigung unserer Ideen von weiteren Kreisen auch erfasst wird, immer weniger.

Aus jedem Jahrgang des Klingsor wird man ohne Mühe die Aufsätze herausgreifen können, die für das Wollen der Zeitschrift charakteristisch sind. Fast ausnahmslos sind die Verfasser junge Männer, die im Kriege zum inneren Bewusstsein gelangten oder durch den Krieg. Nicht alle zogen von der Schulbank ins Feld, alle aber waren vor 1914 entweder Gymnasiasten oder blutjunge Studenten. Die geistige Umgebung, der diese Männer entwuchsen, war äusserlich gekennzeichnet: eine als zu Recht empfundene demokratische Bürgerlichkeit, innerlich: eine materialistische Lebenseinstellung. Beides durchdrang sich bis zu einem Masse, das dem jungen Schüler die Welt jedes Wunders entkleidete, weniger durch Worte der Lehrer und Eltern, als durch deren Verhalten. Man lernte es nicht, aber man wurde durch die Art der Darstellung dessen belehrt, dass wir zwar noch am Anfang unserer Weltdurchdringung durch Verstand und Wissen stünden, es aber keinen Zweifel darüber gäbe, dass es uns gelingen werde. Dies war nun durchaus nicht die Anschauung der bewussten Materialisten,

auf uns hinunter wirkte sie sich in dieser Weise aus.

Die Frage nach dem Sinn des Lebens, nach Geburt und Tod, diese Urfragen des Menschen, stellt jeder halbwegs normale Knabe sehr früh. Wir taten es auch, aber die philosophischen Antworten, die wir uns anlasen oder in vagen Gesprächen selbst zu finden meinten, gestatteten uns nur momentane Wir. Blicke in ein unfassbares Rätsel, das Leben hiess. Die alltägliche Satttheit und Sicherheit, die uns umgab, täuschte uns ein undämonisches Dasein vor. Auf uns wirkte ein naturwissenschaftliches Genügen ein und schnitt unsere Fragen als lächerlich und unnütz von vornherein ab. Stellten wir sie doch, die eben erwähnten Fragen, so empfingen wir, wieder nicht durch bestimmte Personen, sondern durch die tatsächliche geistige Gegenwart Antworten, die meist auf ein verstandesmässig erfassbares Gebiet führten. Statt der Schau uns entgegenzuführen, wies man uns in die Wissenschaft. Statt unserer Glaubenslust einen Inhalt zu geben, stellte man uns menschlich erforschte Einzelheiten entgegen, aus denen sich höchstens wieder eine menschbezogene Glaubwürdigkeit ableiten liess, nie ein Glauben. Denn den hatte niemand. Die Frage nach dem Sinn des Lebens führte bestenfalls zur Bejahung der Nation, aber schon die anderen Fragen brachten noch fernerliegende Antworten. Wer nach Gott fragte, fand die Erörterung der verschiedenen religiösen Standpunkte, und die Darwinsche Entwicklungslehre ersetzte prächtig die Sinn-
deutung des Lebens.

Ich bin mir heute dessen bewusst, dass diese Probleme vor den klaren Geistern der Zeit nicht mit so platten Antworten gelöst werden konnten. Den unklaren jungen Menschen aber verführten solche Antworten durch ihre allgemeine Gültigkeit. Die geistig herrschende Atmosphäre des demokratischen Materialismus gab ihnen Wucht. Wurde zum Beispiel über Systeme der politischen Willensäusserung der Völker gesprochen, war unbestritten das allgemeine Wahlrecht das gerechteste Mass, obwohl es unseren besonderen sächsischen Verhältnissen ungünstig war. Inwieweit solchen Ideen, die alle von der Annahme der menschlichen Gleichheit ausliefen, im Rahmen unseres Volkes dessen Vergangenheit Vorschub leistete, weiss ich nicht. Es ist auch nebensächlich, denn wir waren zu der

Zeit doch nur Nachhörer der demokratischen Entwicklung, die im Westen Europas geistig völlig bestimmend geworden war. Der Konflikt mit den Verfassungen der Staaten, denen wir nahe standen und die anderen Ideen zu huldigen schienen, musste aus solchen Ideen im Kriege sichtbar werden. An dem Gegensatz zwischen Form und Inhalt zerbrach Österreich.

Es würde weit ablenken, versuchte ich hier die philosophischen Ausgangspunkte, die zum Materialismus geführt haben, aufzuzeichnen. Sie sind bekannt. Die äusserliche Entwicklung von der organischen Produktion zur anorganischen industriellen wehte jedem, der noch so sehr der Scholle nahestand, wie wir, ihren Hauch ins Gesicht. Wir rochen gleichsam, wie uns täglich die Erde mehr untertan wurde.

Das hiess nun allerdings, dass man gar nicht mehr empfand, was man verloren hatte, die religiöse Gebundenheit, die innere Verpflichtung und Erfüllung, den sinngebenden seelischen Kern, der im Religiösen allein geborgen ist. Die Kirche gab uns ihn nicht, konnte ihn nicht geben. Sie war in ihren meisten Vertretern sicherlich kein Heuchelinstitut, wie wir, als uns später nach dem Kriege die Augen dafür aufsprangen, anfangs meinten. Sie war ebenso verstandgeschlagen wie die Zeit.

(So wuchs die Kriegsgeneration auf und in den Krieg hinein.) Nichts bezeugt deutlicher ihr Unvorbereitetsein auf ein solches Schicksal als die romantischen Anschauungen, die man eingangs hegte, als Fahnen flogen und die ersten Verwundeten über die Strassen humpelten. Und doch war schon diese Romantik des Hinweggerissenseins über das Alltägliche ein menschlicher Sieg über den Materialismus, vorerst in noch knabenhafter Begeisterung, später in der Tatsächlichkeit der eigenen, nüchternen Todesbereitschaft. All das, was bisher mit Krieg und Soldatentum verbunden zu sein schien, erwies sich als falsch. Nur das eine daraus blieb: der Zwang zur eigenen Selbstbehauptung als allerdings nun masslos schwere Aufgabe.

Man bedenke: wir, die jüngsten Kriegsteilnehmer, kamen aus einem Jünglingschaos oder treffender: aus einem Knabenchaos. Die eigentliche Zeit jünglinghaften geistigen Sichöffnens, der Selbstausslieferung an tausend Ideen hatten wir noch gar nicht voll betreten, als wir schon in die Schützengräben einrückten. Um das sechzehnte Lebensjahr etwa beginnt

normalerweise das Erleben den jungen Mann zu bilden. In diesem Alter fasst ihn die erste Liebe, die ersten Qualen der Enttäuschung, da fängt die grosse Auseinandersetzung mit der Umwelt an. Nicht deshalb, weil der Jüngling schon etwas zu sagen hätte, sondern weil er sich der Lebensformen, die ihn selbst mitgeschaffen haben, bewusst wird, und sich anschickt, in sie hineinzuwachsen. Das geht ohne Erschütterungen nicht ab und gibt der ersten Jugend das Recht gegen den Zwang des Bestehenden aufzubegehren, ebenso wie es dem Erzieher und Bewahrer der Formen das Recht zum Zwange verleiht, weil er das Bewährte verteidigt.

Die Jugend schreitet vorläufig, vielleicht schon dunkel bewegt von dem Neuen, das in ihr liegt und sich regen will, aber in erster Linie doch bloss deshalb, weil sie unfertig ist und das Fertige nicht zu erfassen vermag, geschweige, dass sie es gestalten könnte.

Einen Vorteil hat sie voraus vor dem Männlichen und schöpferischen Element: das Weiblich-Empfangende, Samen-Bewahrende. Es gibt kaum jemand, der in der Spanne zwischen dem sechzehnten und dreiundzwanzigsten Jahr nicht fast alle später geleisteten Taten und Gedanken als Keime in sich aufgenommen und gefühlt hätte.

Diese Befruchtungsspanne dauert über das achtzehnte Lebensjahr hinaus, führt um das zwanzigste zu den ersten Erkenntnissen und damit auch zur beginnenden Klärung. Es enthüllt sich zum erstenmal hier die Aufgabe des Mannes, die immer zwischen zwei Pendelnden schwingt: aus dem Konkreten, dem Erlebnis, dem Geschehen, der Tat das Abstrakte, den Sinn, das Bleibende, das Gesetz, den Kern des Lebens zu fühlen - und umgekehrt aus dem Abstrakten, der Idee, zum Leben, zum Konkreten zu finden, die Idee und damit sich in der Tat zu beweisen.

Die Kriegsgeneration, die ich meine, wurde aus dieser Entwicklung herausgerissen, des Rechtes zur Wahl zwischen den zwei Arten männlicher Aufgaben scheinbar beraubt und in das Schicksal gestossen.

Nicht der Krieg wurde ihr das Grosse schlechtweg, denn Krieg ist, nüchtern betrachtet, eine masslose Gemeinheit - aus solch nüchterner Einschätzung des Krieges, die der Masse

und der Ungenialität nahe liegt, nährt sich der Pazifismus - auch das Kriegsziel war nicht das überwältigende. Wer glaubt, dass der junge Mann im Felde beim Gefecht seine Widerstandskraft aus dem Kriegsziele sog, irrt und kennt die Seele des Soldaten nicht. An Kriegszielen begeistert man sich in die Kriege hinein, man führt ihretwegen den Krieg. Man erlebt und lebt ihn nicht an ihnen.

Das grosse Ereignis, dem es standzuhalten galt, das Lebendige im Kriege in ungeheuerster Verdichtung, das, war es nun einmal da, nicht als menschgeschaffen erschien, sondern eben da war als Schicksal, dies war das Grosse.

Empfand man aber dieses Ereignis so, war man auch der demokratischen Bürgerlichkeit schon entschlüpft und hatte seiner Vernunft den Dienst gekündigt. Man war religionsfähig geworden. Doch hier teilen sich die Generationen. Diejenigen, die vor 1914 zur Reife gelangt waren, erklären den Krieg als das, was er vielleicht in Wirklichkeit war, als eine Machtauseinandersetzung zwischen Staaten, der man je nach seinen Umständen zustimmen konnte oder nicht. Diese Männer blieben bürgerlich, demokratisch und wurden in der Folge, je nach ihren Umständen eben, Sozialisten, Pazifisten oder deren Gegner. Sie konnten uns auf die Dauer nichts geben.

Uns kam es durchaus nicht darauf an, was der Krieg war, sondern was er bedeutet, also was er im innersten Kerne, nicht für Interessen, sondern für den Menschen war. Und da trat das Schicksal, das Unfassliche vor uns.

Hier muss ich einfügen, dass diese Erkenntnisse nicht in den wenigen Wochen und nicht in Allen aufdämmerten. Von der Masse rede ich überhaupt nicht. Sie ist stumpf. Wir waren von Alterswegen unreif, mitten in unserer Entwicklung in ein ungeheueres Erleben geschleudert worden und allzu leicht geneigt, erst mit offenem Munde alles mitzumachen, dann, besonders in der Revolutionszeit, uns an tausend äusserliche Systeme und Ideen hinzugeben. Innerlich aber wuchs dieses Erkennen, dessen einzelne Phasen zu beschreiben unmöglich ist, und das schliesslich zu dem Blickstand hinführte, von dem aus ich heute rückzuschauen vermag. Ich muss auch noch betonen, dass sich niemals die Vertreter einer Generation sofort als solche ausweisen. Die Generation in ihrer Gesamtheit ist Masse und

stumm. Sie ist sprachlos wie alles Volk. Erst die Führer geben ihr das Wort. Deshalb ist es müssig, mir zu entgegnen, tausende dieser Jungen seien zurückgekehrt und höchstens älter, doch nicht wesentlich anders geworden. Ein solcher Einwand ist nicht stichhaltig, auch deshalb nicht, weil diese Jungen die wahre Kriegsgeneration, erst heute in das Alter tritt, wo sich jeder Mann in seiner Art zu äussern beginnt, ins dreissigste. Sie beginnen erst jetzt ins Leben gestaltend einzugreifen. Sie legen erst jetzt die erste Hand ans Werk. Man darf nicht, spricht man von dieser Generation, von jedem Hinz und Kunz Offenbarungen verlangen. Das späte Heranreifen jedes Mannes zur schöpferischen Tat erklärt auch, warum der Krieg heute noch nicht geistig liquidiert ist.

Anders ist es mit jenen, die, ihrer Generation voraus, schon vor Jahren zu sprechen begonnen haben. Sie sind die Wortführer für eine Masse, die erst zu ihnen anwachsen soll, indem sie ihr innerstes Sein ausgesprochen findet.

Was ist dieses innerste Sein?

Wir fassen es äusserlich in den Worten, die ich eben zur Aussage gebraucht habe: es kam und kommt uns nicht darauf an, was der Krieg in Wirklichkeit war, sondern zu fühlen, was er bedeutete.

Konnte uns die historische Aufdeckung der Ursachen, die Kenntnis aller Für und Widers im tatsächlichen nachrechenbaren Ablauf des Ereignisses vielleicht interessieren, nicht aber über das Unfassliche des Ereignisses selbst belehren, suchten wir vielmehr durch alles Beschreibensmögliche durchzudringen nach der Schicksalsbedeutung, so standen wir damit ausserhalb der geistigen Gegenwartseinstellung. Wir waren in einer unheimlich starken Masse jünger geworden. Vor der neuen Äusserungsform des Lebens im Kriege verlor die gesamte Menschheit den alltäglichen Verstand, um ihn erst durch allerlei Psychosen in stärkster Nüchternheit wiederzufinden, als es galt, den kapitalistischen Saldo aus dem Ganzen zu ziehen. Wir verloren ihn - könnte man sagen - endgültig. Wir waren ja mit den friedlichen Lebensformen auf keinen inneren Ausgleich gekommen, wie sollten wir dieses Ereignis in bürgerlicher Weise betrachten!

Und noch eins: jene bürgerlichen Lebensformen waren ohne uns geschaffen worden. Wir mussten uns ihnen in irgendeiner Weise anbequemen. Das Beispiel dazu war gegeben. - Der Krieg

schuf sich mit uns und war mit uns. Vor der Zeit waren wir zum Handeln gekommen und zu einem Handeln, für das es kein festgesetztes Mass gab. Das gab es auch für die Älteren nicht. Konnten sich diese aber daraus wenigstens zum Bürgertum wieder zurückretten, so wir nicht. Wir wurden ja erst durch den Krieg. Sie störte er nur, uns erweckte er, indem er uns die erste Aufgabe bot: uns trotz unserer Unfertigkeit zu behaupten. Die Behauptung bestand aus einer Selbstaufgabe.

Erinnern sich einige der Jungen unter uns des grenzenlosen Erstaunens, das gleicherweise im Schweigen wie im Schrei der gequälten Kreatur in den ersten Kampftagen, die einer mitmachte, uns als Zeichen unseres Nichtverstehens überkam. Sahen sie Bataillone mit achtzehnjährigen Menschen, die tagsüber begeistert sangen, wie Kinder plötzlich zusammenbrechen und weinen. Oder fühlen sie noch den weltweiten Gegensatz, wenn über dem Lärm und Leiden des Tages eine Nacht sich auf die Drahtverhaue und Gräben legte, in der oben die Sterne aufgingen, seltsam und unglaublich, beinahe wie früher. Es waren wohl die alten Sterne, aber wir sahen sie, wie sie in ihrem Kerne sind.

Gleichnishaft möge man dieses Bild bewahren: wir sahen erstaunt und fassungslos die alten Sterne wieder alt. Wie sie durch Jahrhunderte gesehen worden sind und nicht, wie sie unsere Zeit sah. (Die Aufgabe für unsere Generation tauchte damit auf: zum alten Kern, zum Bleibenden zurückzukehren./ Wir sind, mag man vorerst negativ feststellen, die ärgsten Reaktionenäre.

Das Schaudern ist der Menschheit bester Teil - im Kriege haben es Viele gelernt und die Meisten nachher vergessen. Wir konnten es nicht vergessen, weil wir es lernten, ehe in uns ein geformter Inhalt war. Dieses war vielmehr unser erster Inhalt. Uns trat das Leben gleich in seinem tiefsten Kerne entgegen.

Wenn heute die Menschheit weiss, dass ihre Verstandesvollkommenheit ihre Wertverlorenheit ausmacht, so können wir, zwiespältig Geschaffene an der Grenze, diese tragische Verdammung nicht mehr ganz empfinden, mögen wir sie noch so oft durchdenken, weil sie um uns sichtbar ist. Wir haben in Siebenbürgen einen Philosophen, der sie bis ins letzte immer wieder aufzeigt und an uns die stärkste Stütze gefunden hat,

Erwin Reisner. Aber seine Probleme rühren uns nicht mehr so bis ins Mark wie diejenigen, die ihn angreifen und äusserlich missverstehen oder missverstehen wollen, weil er sie in die Brust trifft. Uns trifft er nur in den Rücken.

Ich sagte: wir zwiespältig Geschaffene an der Grenze. Und dies Wort zeigt uns ^{ext} Tragik an. Die Tragik des Menschen, den ein Lärm aus dem Keller, wo er geschlafen hat, hinausruft und den beim ersten Schritt auf die Strasse die Sonne ins Antlitz trifft. Der nun endlos durch Grosstadtstrassen ihr nachzulaufen gezwungen ist, wo er nur ihren Schatten, nicht sie selbst sieht, wo er an dem S c h a t t e n ihren Stand errechnen muss und sie höchstens in Spiegelungen einfängt. So umgibt uns die überkommene Verstandesgebundenheit und zwingt uns, jenes grosse Unfassbare nicht bloss zu erfühlen und zu glauben, sondern auch zu wissen und zu beweisen.

Im Laufe der jetzt allmählich verblassenden Kriegszeit haben wir alle in verschiedener Art einmal die eigene Nichtigkeit schaudernd erlebt und fanden - in den millionenhafte verschiedenen Graden unserer Auswahl - darin Erlösung und sind doch in Formen gebunden geblieben, die gestrig sind, die anderen Geistes sind. Wir fühlen alle, gleichgültig wie tief das Kernerlebnis war, dass die Lebensformen ihm widersprechen und dass es wirklich das bleibend Wesentliche ist. Aber durch das ihm fremde herrschende Leben haben wir es nicht allgegenwärtig. Schon dass ich so darüber sprechen kann, beweist es mir und ich spreche mit einem Schuldgefühl, das mich davon abhalten will, weil alles, was ich sage, nur Annäherung ist, nicht die Wahrheit selbst über jenes Urwissen ist, ja und sage ich sein Wirken auf mich aus, so sage ich bloss, dass es wirkt, nicht wie es ist.

[Halten wir fest: die Kriegsgeneration unterscheidet von der vorangehenden das von ihr nicht mehr zu diskutierende Bewusstsein, dass es einen unverpflichtenden unfassbaren Sinn, Gott gibt, der sich auf uns erstreckt und dessen Wirken im Leben selbst zum Ausdruck gelangt.]

Die früheren Generationen wissen dies aus dem Nachdenken, wir aus dem Bewusstsein und Erleben. Sie können noch über das Bestehen des übermenschlichen Schöpfers streiten, wir nicht. Die ältere Generation empfindet vielleicht Sehnsucht nach der Gnade, die sie erlöse, denn Gott ist ihnen, weil sie

ihn denken, ausser der Welt. Wir wagen diese Sehnsucht so nicht zu haben, weil uns Gott in der Welt ist.

Trotzdem ist unser Weg, den solches Grunderleben bestimmt, nur der Weg desjenigen, der aus dem Keller in die Sonne trat und durch die Grosstadtstrasse voll Schatten ihr nachläuft. Die Strassen hat er nicht geschaffen; sie sind vor ihm dagewesen.

Wie müssen wir nun alles, was um uns besteht, ansehen? Zuerst mit dem Hass des Menschen, der kaum der Helle ansichtig geworden, ins Dunkel zurückstürzt. Wir wehrten uns dagegen, wir wollten daraus entfliehen, denn ahnungshaft fühlten wir, wo der Wert lag, aber wir sehen ihn im Alltag nicht mehr.

Der Alltag ermordete ihn. (~~Forts. folgt~~)

~~aus: Kirchliche Blätter, Nr. 1, 3. Januar 1929, S. 3-6~~

Ich schildere hier die ersten Auswirkungen unserer Gefühls-
erkenntnis. Sie war negativ und unfruchtbar. Sie trieb in weitestem Ausmasse zur Ablehnung des bürgerlichen Lebens und seiner Formen. Denn betrachten wir diese, konnten wir an allen verlogene Züge erkennen, die nicht zu vereinbaren waren mit dem, was wir innerlich wollten.

Ja, was wollten wir eigentlich? Hier liegt die Frage und sie ist erst im tiefsten Grunde im Zusammenhang mit unserem Erlebnis. Uns ist es klar, dass die Welt unfassbar ist und gerade in ihrer Unfassbarkeit voll Bedeutung, dass ihr Sinn nicht in den Dingen, sondern hinter ihnen und wieder nicht ausserhalb ihrer steckt. Wenn man ein gutes Gedicht liest und von Mond und Sternen, so ist es inhaltlich die alltägliche Banalität; Mond und Sterne gibts täglich zu sehen. Die Wörter des Gedichts sind einfache Wörter, die man selbst gebraucht, und doch wird manchen Lesern, die das Ganze zu erfühlen vermögen, und nur diesen, ein solches Gedicht mehr sagen als die Feststellung, dass Mond und Sterne am Himmel stehen. Sie werden unfassbar durch die Wörter und ihren verstandesmässigen Sinn hindurch den Sinn dessen erleben, was Mond und Sterne sind: ihre bleibende Bedeutung. Dies trifft auf sie zu, ohne dass sie jemals ergründen könnten wie. Durch die einfachen Wörter, durch den alltäglichen Inhalt wurde ihnen geheimnis-

voll das Dahinterliegende und Bewegende kund. Da bleibt ihnen nur: davor zu verstummen und es sich über sich ergehen zu lassen als das Grössere und Massgebendere.

Haben wir aber im Leben selbst einmal den Hintergrund erfühlt, so fühlen wir wohl, dass er, den wir den Urgrund nennen mögen, sein uns entgegengesetztes Recht hat, doch wie verpflichtet es uns und zu welchem Schritt? Ist Schweigen hier nicht das Beste? Ist vor diesem grössten Erlebnis, dieser primitivsten und wahrsten, niemals genau zu beschreibenden Erleuchtung, die doch die ungeheuersten Schöpfungen des Menschen ermöglichte, nicht das Weiterlauschen die einzige Aufgabe, das mönchische Leben?

Wer vermag hierauf eine allgemein gültige Antwort zu geben? Die Antwort erfolgt nicht willentlich. Was uns anbelangt, wissen wir, dass uns nichts dieser Bescheidung zutrieb, alles aber dem Handeln.

Wir fühlten, dass diese uns zur Grosstadtstrasse gewordenen Lebensformen, die uns umgaben, nicht im Einklang standen mit dem Urerlebnis. Wir fühlten, es gehe ihnen die Wahrheit ab und massloseste Wahrheit war jenes nun dunkelnde Erlebnis, das uns bestimmt, aber keine menschliche Wahrheit, und so wissen wir nicht, ob das Postulat der Wahrheit, das wir an die Lebensformen anzulegen neigen, ein Recht hat. Oder hilft uns die Forderung nach Gerechtigkeit hinüber? Ja, gerecht ist dies ^{es} Erlebnis, aber wieder in einer Art, die unsere Gerechtigkeit zur Schuld stempelt. Oder die Liebe? Nein, Liebe war ~~dieses~~ ^{das} Erlebnis nicht, nur Übermacht, in der Erbarmen war in einer unmenschlichen Art.

Mit solchen Forderungen wäre ein Teil des Wesenhaften schlecht umschrieben. Menschliche Ethik und Moral, diskutierbar und verstandesmässig leicht gesetzt, ist uns ein geringer und falscher Zielsetzer. Und doch ging es ^{für} uns nicht mehr ~~an~~, schweigend zu bleiben in einem völlig entgotteten Dasein. Dies ist der Ausdruck dafür: es ist entgottet. Es fehlt uns in seinen Formen der wenn auch tausendfach abgeschwächte Ausdruck des Wesentlichen, Gottes. Es ist nicht mehr sein Abbild. Und doch mussten wir ihn im Leben selbst erfahren, als unser Verstand nicht mehr ausreichte, das Erben zu deuten.

Hier von diesem Gegensatz geht unser Weg aus und all unser Wollen.

Vorerst hilflos, negativ, wie ich sagte, indem wir die Formen selbst angriffen. Wir fielen, allzumenschlich urteilend, der menschlichen Ethik anheim und verlegten Gott in diese. Wir verlangten Wahrheit oder Liebe. Da wurden wir Pazifisten oder Sozialisten oder Vertreter der geschundenen Völker und des eigenen, Nationalisten. Da trieben die am wenigsten unter uns Getroffenen zu noch kleineren Forderungen, wurden Reformer des leiblichen Daseins: Antialkoholisten, Vegetarier, Rassenschützer und dergleichen. In allen diesen Bestrebungen liegt ein Wahres und in keiner das Wahre. Eben-
sogut hätten wir Vertreter der Elektrifizierung Europas werden können, ohne ein Quäntchen unseres inneren Wollens wahrhaft zum Ausdruck zu bringen.

Das Traurige an diesen Irrwegen war, dass ein Bewusstwerden des Absoluten im relativen Nutzen ein Ziel sah.

Solche Ausflucht sucht das Leben zu bannen, indem es eine seiner Erscheinungen modelt. Diese Menschen gleichen dem Liebhaber, der den Rockärmel der Geliebten küsst und nicht merkt, dass sie ihm längst entschlüpft ist. So bleibt ihm schliesslich ein Rock des Lebens in der Hand, sinnlos ohne den Körper, der ihn tragen soll, sinnlos selbst als Rock, zusammengesunken und voll Falten, an denen er bügeln mag.

So war unser Weganfang. Wir sind ihm auch verfallen, wir quälten uns auf ihm, nur anders, beweglicher. Wir fassten dies und jenes, noch besonders stark bewegt von unserer Unreife und Jugend.

Das Ursprüngliche liess uns nicht frei. Aus solchen Irrungen erhärtete sich uns schliesslich wieder das Erkennen, dass das ewig Gesuchte, das sich nicht finden lässt, sondern sich nur gewährt, uns selbst verpflichtet, es selbst ins Leben zu tragen, sein Abbild selbst im Leben zu fordern und zu suchen, gleichgültig, ob wir es finden.

Wir erkennen: Nicht das gerechte Mass im Leben, nicht die Liebe darin, nur seine Durchtränktheit mit dem unfassbaren Leben, nur seine Wesensbezogenheit macht es lebenswert. Nur soweit Gott in ihm ist, ist es etwas.

Das hat vorerst nichts mit Christentum zu tun - es ist nur der Ausfluss aus dem einfachsten religiösen Gefühl: das Empfinden für das Lebendige im Leben. Wie unendlich schwer,

wie vag in seiner Formulierbarkeit muss da die Zielsetzung sein. Wir können nicht wie unsere Väter aus der Aufklärungszeit sagen: tut nur das Vernünftige, das, was ihr in Anlass und Wirkung begreift und was euch und der Menschheit hilft. Dies war leicht zu sagen. Obwohl es nicht befolgt werden kann, erstrebte man es mit dem Erfolg, dass heute die Menschheit daran ist, zur Maschine zu werden. Unbefolgt auch in ihrer ganzen Schwere, doch zu jahrhundertewährenden Befruchtungen haben die in einzelne Lehrsätze nie zu schnürenden Worte der Religionsstifter geführt. Sie waren eben Gottes voll.

Wir haben den Propheten nicht. Kein Satz von dem, was ich hier sage und mit grösserer Hemmung sage, als je ein Wort, das ich schrieb, wäre nötig, hätten wir ihn. Er allein könnte uns das Mass geben, die Idee für die folgenden Jahrhunderte. Wir können nur das L e b e n wollen. Unser Gotterkennen ist zum grössten Teile Sehnsucht, und wie wir bloss in Gleichnissen von ihm reden können, so ist auch das Leben sein Gleichnis. Und unsere Forderungen ans Leben, wenn wir sie allgemein festzulegen beabsichtigen, eine Umschreibung, ein scheinbarer Widersinn und heisst: Das Leben lebendig machen. Ja, damit dieser Sehnsucht nach Gestaltung und Gestalt der Weg freier wird. Dies ist das Positivum unserer Generation, diese Sehnsucht, nicht nach Erlösung durch Gnade, sondern zum gottlebendigeren Leben.

Die so allgemein ausgesprochene Sehnsucht wird einfach und hart vor den einzelnen Tatsachen des Daseins. Hier sagt offen das Gefühl, ob eine Handlung und Form lebensrecht ist. Nur aus dieser Sehnsucht und dem Wissen, dass ein Leben ohne den mythischen Gehalt der eigenen und weltlichen Bezogenheit auf einen uns unfasslichen Zweck sinnlos ist, suchen wir zu handeln und da ist es an mir, zu sagen, was wir im Einzelnen erstreben. Immer aber möge man sich davor hüten, daraus Programmpunkte zu machen. Es wäre das lächerlichste Missverständnis, wenn man aus solchen nur seelisch zu verstehenden Ausgangspunkten starre Statuten ableitete. Auch Ideen, wie Gerechtigkeit, Liebe, Gleichheit, dies Sklavenwort, sind uns nicht endgültige Leitlichter, weil sie durch den Verstand ebenso gut wie ihr Gegenteil erstarren können.

Ich sagte einmal, wir wollen keine Wissenschaft, wir wol-

len die Sinnschaft ins Leben tragen. An der Spitze jedes Eingriffs ins Leben zu dessen Gestaltung steht die Entscheidung. Auf dem ersten Blatt der Wissenschaft als Leitmotiv steht: dass sie verstehe und erkenne. Sie ist das Vielseitige, das schliesslich alles versteht. Sie ist demokratisch und wahllos, seitdem sie sich von der Wertesetzerin, der Philosophie entfernt hat ... Was aber hilft es uns, alles zu verstehen? Wird dadurch das Leben bedeutsamer, zerfliesst es nicht in tausend Einzelteilchen, deren Art und Beziehung ich wohl feststellen kann, aber nicht den Rest an Unerklärlichem in ihnen. Man frage einmal unentwegt, setze an eine Erscheinung folgerichtig immer wieder das wissenschaftliche "Warum?" und man findet sofort zum Annahmepunkt. Darüber kann man nicht weiter. Da muss man glauben. Was nützt es dem Menschen innerlich - und medizinische Nützlichkeit geht die Ärzte an - von der Psychologie zu hören, wie er funktioniert! Ist damit sein Ich erschöpft! Nicht Die Wissenschaft gilt uns mehr als wegweisend.

Gibt uns aber die Wissenschaft - ich betone nicht als dienende Arbeiterin, als Tagelöhnerin, sondern als Leiterin - nichts mehr, so stürzt uns auch die demokratische Lebensnorm zusammen. Nicht der Mensch als gleichwertiges Glied der Menschheit, sondern deren Idee, nicht ihr Wohl liegt uns am Herzen. Hier ist nicht an Weltbeglückerei zu denken. Das Glück der Menschheit erscheint uns nicht erstrebenswert.

Betrachten wir die Geschichte, können wir demokratisch-menschheitsbeglückenderisch fragen: wie unsinnig haben sich doch die Menschen benommen, Not und Elend, Krieg und Blut. Hätten Alle Rücksicht auf einander gekannt, so hätten auch Alle gut und ruhig miteinander gelebt und hätten schön gelebt und wären schön gestorben und hätten Kinder gehabt, die auch ruhig und schön ihren Mus gelöffelt hätten und so soll es in Ewigkeit bleiben. - Hier ist die demokratische Seichtigkeit und Unlebendigkeit in voller Platttheit aufgezeigt. Dies ist nicht das Leben! Dies ist nicht der Sinn! Der ist unaussprechlich, aber er ist zu fühlen und er ist da im Bestehenden auch auf dieser Welt. Er ist im Lebenden, in den Staaten und der Sitte, im Mythos wie im Volk, er ist in den tausendfach sich wandelnden Formen des Daseins mehr oder weniger verkörpert als ein Teil Gottes. Er war in den Kreuzzugsrittern,

die einem Ziel nachfahren, das uns heute seltsam dünkt, aber was sie dazu trieb, ist das auch uns Verführende, das Streben zur grössten Sache, zur Idee.

Das Ziel ist zeitlich. Der Sinn war da in den ersten Demokraten vor 150 Jahren. Ihr Ziel ist zeitlich verfallen. Der Sinn war da nicht bloss in den philosophischen Suchern und Religionsstiftern, wenn auch hier in einer Verdichtung, die ganze Kulturen bestimmte. Er war da auch in den Staatsmännern, war in Bismarck, den heute der eigenmächtige Verstand für einen Realpolitiker auszugeben sich ermasst. Aber wenn man nachträglich Bismarcks sachliche Konzeption bewundert, habe man auch den Blick dafür, dass es keinen vernünftigen Menschen gibt, der wie er erst einen Krieg mit Oesterreich zusammen gegen Dänemark führt, um im Norden Ruhe zu haben, danach einen Krieg gegen Österreich, um im Rücken Ruhe zu haben, dann schliesslich Frankreich zu schlagen, damit durch all dies Deutschland werde. Dieser folgerichtige Ablauf der Ereignisse ist nicht verstandesmässig vorbedacht, aber durch Bismarck bewirkt. In ihm liegt eine wahnsinnige Konzeption oder eine geniale. Sie ergibt sich nachträglich. Wie sie wurde, ist im Tiefsten Geheimnis. Da nützt keine Geschichtsschreibung. ^{Es} ~~Sie~~ ist der wirksame Sinn der Welt, das wahrhaft Bewegende auch im Leben.

Dieses Grosse im Leben wieder zu bejahen, nicht als wollten wir es selbst sein, denn man hat es wie seinen Gott oder hat es nicht, aber es erkennen und wissen, dass es Vorrecht hat, und ihm dienen, dies ist unser Ziel fürs Leben. Wie jenes erstgenannte Ziel, Gott, im Grunde das eigentliche, jedem allein gewährt oder nicht gewährt ist, so ist dieses sein Ausfluss ins Leben. Den Weg dazu bahnen, ist gemeinschaftliche Aufgabe und zu ermöglichen durch Erziehung und Macht. Durch Erziehung zur Ehrfurcht vor dem lebendigen Inhalt des Daseins, zum Misstrauen gegen die demokratische Werteverwischung zwischen Mensch und Mensch, Tat und Tat, Ereignis und Ereignis, Ziel und Ziel.

Ich sagte, den Wertmasstab gibt nicht der Verstand, sondern das Gefühl und auch nur das Gefühl der Wenigen. Erst in ganz bestimmten Einzelfällen lässt sich ein Plan zur Wirkung aus den entwickelten Ideen festlegen.

Da ist unsere Stellung zum Volk als erstes. Ist Volk geschaffen, nebensächlich wodurch, ein in sich bedeutsames Gebilde, so lebt und hat es Recht zu leben, solange es Behälter seines wesengebenden Geistes ist und solange verpflichtet es auch seine Glieder zum Dienst. Unsere Stellung zum Volk ergibt sich aus der Tatsache, dass wir diese Verpflichtung, ohne zu überlegen, empfinden, das sagt aber gleich auch, dass das Volk uns etwas bedeutet. Der Geist, der sich in ihm verkörpert, ist der uns mitnährende Geist. Nicht der Tumes und Zerelles, sondern was durch ihn besteht, ohne dass er dafür überlegend etwas tut, die Idee des Volkes ist wichtig. Uns Sachsen geben nicht die Vereine, noch die Nachbarschaften oder die Kirche das Volkhafte. In den Formen äussert sich ^{schon} das Volk; es selbst besteht lebendig und geistig, also überhaupt, nur durch seine Mission und solange es sie empfindet.

Was gibt uns das Recht, in diesem Lande als kleiner deutscher Splitter zu leben? Unsere Menschenrechte? - Unsere Vergangenheit? Dass wir Deutsche sind? - Nein, Menschenrechte sind juristische, zweifellos wertvolle Satzungen, aber wandelbar und sich wandelnd. Unsere Vergangenheit ist gross, doch davon allein lebt unsere Gegenwart nicht, mögen auch die Väter lange in den Enkeln nachwirken. Und unser Deutschtum - es ist hier ungern gesehen.

Nein, so lässt sich die Frage höchstens vor vernünftigen Menschen oder im politischen Kleinkrieg beantworten. Das Leben kümmert sich nicht darum.

Was nützt es uns, eine Masse zu sein, die zufällig deutsch spricht und etliches überkommenes Gut besitzt, aber dabei nichts mehr an Aufgaben für sich und die Umgebung sieht. Eine solche Masse sinkt nieder, wird Stoff für einen fremden Geist.

Die bloss äusserliche Bewahrung ist die Notwehr des schon Verlorenen. Das Konservieren der vorhandenen Güter wird für einige Zeit retten, aber das aktivere Leben schreitet mit vollem Recht schliesslich darüber hinweg. Der Greis, der auf seinen Dukaten sitzt, wird von Tag zu Tag weniger haben, er gibt sie, auch wenn niemand darnach greift, selbst aus, um seinen Leib zu nähren.

Ein Volk muss Aufgaben haben. Haben! Wenn es sie sucht, wird es sie nicht finden. Sie müssen in seiner Artung, in seinem Geiste sein und daraus ins Leben fliessen. Das Volk in der

Masse wird kaum jemals klar erkennen, was es im Einzelnen zu tun gilt. Ist es aber im Innersten seines Geistes besessen, so wird es instinktiv zu ihm stehen. Die Wenigen, in denen wie in einem Bismarck der Tatwillen der Nation ausbricht, sind seine Organe.

Ist uns Sachsen eine solche grosse Aufgabe, die Herzflamme des Volkes, gegeben? Eine Aufgabe, die wir nicht sentimental aus den eben abgelehnten Werten der Vergangenheit oder der Menschenrechte herleiten. Spreche ich diese Frage aus, so heisst das gleichzeitig, dass ich eine Anklage erhebe und einen der wichtigsten Gründe nenne, die zur Gründung der Zeitschrift "Klingsor" geführt haben. Es gibt unter uns - und die gehirnliche Demokratie hat es bewirkt - tatsächlich viel drohenhaft Eigensüchtiges, in der Person befangenes Bürgertum, das im Volke nur besteht, weil es durch Organisationen zusammengehalten wird. Nicht durch deren Geist, denn auch dieser ist oft veräusserlicht.

Meine Frage spräche, wäre sie mit einem Nein zu beantworten, und es gibt solche Blut- und Geistverlorene, die es tun, das Todesurteil. Sie ist aber auf der ganzen Linie mit Ja zu beantworten. Doch wieder nicht - ich muss es nochmals betonen -, weil wir ehemals etwas geleistet haben. Die Pietät ist der Arbeitsruhe vorbehalten. Um der Ahnengräber willen können wir nicht leben. Was wir von ihnen haben, mag die Forschung feststellen. Wichtig ist, was wir haben. Und wir haben die ungeheuere Aufgabe in diesem Lande, dem wir tausendmal mehr von unserer Art geben, als uns dies Land selbst gibt und gab, immer noch Kolonisten zu sein, immer noch die Besseren zu sein, die Aristokratie zu sein und dank der geöffneten Wege aus dem Westen Europas, der noch immer selbst heute in seiner geistigen Verwirrung zehn Balkane mit höherem Inhalt speisen kann, dessen letzte artverwandte Stafettenstation zu sein. Und wir sind es heute nicht mehr wie bis 1918 am äussersten Rande eines Staates, sondern in dessen Herz. Die Aufgabe ist grösser und schwerer geworden.

Ich spreche hier alte Gedanken aus. Ich fasse sie noch älter. Nicht unsere Kenntnisse und Erfahrungen, nicht der europäische Zuschnitt unseres äusserlichen Verkehrs stellt uns die Aufgabe. Zivilisatorische Schulmeister zu sein ist erst unsere zweite Aufgabe und wird schliesslich erlöschen,

wenn die Schüler aus den umliegenden Nationen dies leicht zu Lernende in kurzem weghaben werden, ja uns darin überflügeln werden.

Wir müssen edler sein, tiefer sein, religiöser sein. Unsere Kolonisation geht zur Zeit nicht auf Wälder und Äcker, sie geht um mehr: um unser Recht zur Kolonisation. In zwiefacher Art: ob wir innerlich dazu befähigt sind und ob wir äusserlich einen Angriffspunkt für sie sehen.

Sprechen wir von letzterem.

~~Aus: Kirchliche Blätter, Nr. 2, 10. Januar 1929, S. 15-18~~

Europa erträgt immer weniger seine eigenen Erschütterungen. Durch seine Bruderzwiste schwächt es sich ununterbrochen und doch wachsen ihm gerade in der Gegenwart bedeutende geistige Aufgaben zu und gleichzeitig auch die Erkenntnis, dass die Selbstverstümmelung des Erdteils seiner Zukunft wegen aufhören müsse. Diese Zukunft sind aber gerade seine neuen geistigen Aufgaben. Die nichteuropäischen Völker werden unsere Gegner durch die Technik, die sie von Europa übernommen haben. Diese Technik gewährt sich ihnen, sie schlägt sie aber mit geistiger Verödung. Sie setzt einen andern seelischen Inhalt voraus, als ihn die Völker der fremden Erdteile besaßen (Amerika, der nur zivilisatorische Erdteil, ausgenommen, weil er von vornherein geistig nicht mitzählt.) Am Gegensatz zwischen ihrer geistigen Überlieferung und unserer von ihnen übernommenen Technik werden sie Jahrhunderte lang tragen. Dass sie dies Schicksal der Unfruchtbarkeit voraussehen, beweist das Beispiel Ghandi, der das altindische Spinnrad wieder anstelle der Fabriken einzuführen begehrt. Es ist vergeblich, der verlorene Sohn kehrt heim, wenn ihn der Hunger treibt. Unsere Technik nährt ihre Sklaven. Wie der Bauer, der sich zum Getreideschieber wandelt, für das scheinbar wertvollere Haben sein erdnahe Sein eintauscht, verlieren diese Völker, indem sie sich dem Ganzfremden verschreiben, die Lebendigkeit ihres Wesens. Sie sterben seelisch zur Rationalität ab.

Wir schufen die Technik aus unserer geistigen Art. Wir wurden ihre Sklaven auch, aber nicht als durch sie von aussen Eroberte, und wir, ihre Schöpfer, beginnen ihrer Macht in den

vorausschauenden Köpfen schon zu entschlüpfen. Wir werden wieder unrational. Unrational, nicht wie die geistigen Europagegner fremder Kontinente, weil wir die Rationalität, die auf uns eindringt, fürchten, sondern weil wir sie zu überwinden beginnen. Das ist ein grundlegender Unterschied. Wir stehen im Anfang. Sie vor dem Ende.

Die Würde der Welt ist in Europas Hand gelegt. Weshalb, warum? Die Frage steht uns nicht zu. Es ist das Schicksal und es hat seinen Sinn. Ihm zu dienen, ohne Nachdenken über den Zweck gerade unserer Auserwähltheit, ist die Pflicht. Europa selbst aber wird in der Hand des Volkes sein, das am tiefsten und quälendsten, am ehrlichsten und genialsten und dadurch auch mit Verzicht auf glatten eigenen Hausfrieden, nein im ewigen inneren Zwiespalt zu dem Bleibenden strebt. Es ist Vorsehung, dass dieses Volk den Gedanken der Vereinigten Staaten von Europa am wenigsten in demokratischer Verseichung verfallen ist, am wenigsten geeignet ist, gedachte Formen zur Festigung seines äusseren Bestandes anzunehmen, sondern jederzeit im Werden nur dem Gewordenen und Lebensbedeutsamen Heimstatt gibt. Es ist die geniale, aus der Tiefe herrührende Art seiner Lebensauffassung, die es zeitlich erniedrigt, auch im eigenen Haus, aber für seine Aufgabe erst befähigt. Kultur wird nicht in Parlamenten, nicht mit postulierten Menschenrechten geschaffen.

Das deutsche Volk wird den Gedanken der Vereinigten Staaten Europas nicht juristisch, formalistisch, demokratisch, sondern lebendig durchführen. Es hat, was dazu nötig ist: die grösste Volksmasse in Europa, die trotz ihrer Mängel schöpferischste, und gleichzeitig die beste vorgeschaffene Siedlungsart. Seine Staatsform, um die es heute ringt, ist unfertig. Seit Bismarck ist seine staatliche Leistung ungenial. Um seine wirklichen über den heutigen Staat hinausgreifenden Aufgaben anzupacken, war die staatliche Krise und die Kriegsniederlage notwendig. Es wurde dadurch wieder Volk. Seine Aufgabe zu erfüllen wird es beginnen, wenn sich aus dem Volk die Führer sondern. Volk allein macht keine Geschichte. Volk ist Geschichtsstoff und der liegt für das deutsche vorgeschaffen in ganz Europa da. Es durchgreift die neue Staatesgewalt unseres Erdteils, die seltsamen, Zahlenerwägungen geschaffen ^{würden} haben. Die zahlengläubige Demokratie kann nicht

weiter geführt werden als in den Grundsätzen, die die neuen europäischen Staaten gebildet haben. Sie steht hier am Ende ihrer Konsequenz, der Idee der Gleichheit ohne Wertwägung. Jedes Extrem im Leben hat Beziehung zu seiner Widerlegung. Der nationale Autonomiegedanke im neueuropäischen Rechtsempfinden hat nur äusserlich seine Berechtigung durch die Demokratie, der Erfolg ist die national gegliederte Landkarte Europas; innerlich gibt ihm Sinn der Weg, der durch diese kulturautonomen Gebilde zum höheren ideellen Staate führt. Dieser europäische Staat kann nur auf diesem Weg, der der Lösung der Minderheitenfrage plötzlich eine viel tiefere Bedeutung als bisher gewährt, geschaffen werden. Minderheitenschutz als Selbstzweck, als Ziel europäischer Kämpfe ist ein kleingesehener Preis. Minderheitenschutz kann nur den Sinn haben, die Überspannung des nationalen, aus der Demokratie erwachsenen und schematisierten, deshalb aggressiven Gedankens zu beseitigen im Dienste der geistigen Aufgaben Europas. Das Recht zum nationalen Unterschied darf überhaupt keiner Diskussion mehr zugänglich sein, es muss so selbstverständlich sein, dass das Reingeistige auch wieder das Zentrale wird. Leben kennt keine Rücksicht, die werthaftere Nation wird siegen in Europa, das ist gewiss, aber durch ihren Wert.

Neueuropa, wie es wird, stellt uns Sachsen, in welcher äusseren Form es sich auch ausbilden mag, eine Aufgabe, die grösser ist als die bei unserer Ansiedlung. Sie ist noch eine rein geistige. Sie kann eine politische werden.

Nennen wir sie unsere europäische Aufgabe. Wir müssen das Europa dieses Gedankens kühn und weit fassen als den Träger aller grossen Werte, die uns vorschweben, wenn wir das Alltägliche vergessen. Die Durchgeistigung des Erdteils, der seit einem Jahrtausend am Rhein und einige hundert Kilometer rechts und links von ihm seine kulturelle und eigene Lebensquelle besitzt, wird auch heute von dort ausgehen. Uns ist die Aufgabe gestellt, ihr zu dienen. Wieder vorerst geistig. Die Rückkehr zum Religiösen, Lebenfüllenden verlangt von uns, dass wir das praktische politische Interesse, das unsere politischen Führer vertreten, mit dieser geistigen Aufgabe nicht vermischen und dass gerade umgekehrt in unsere Politik die Ahnung von jener geistigen Berufung hineingetragen wird. Die

Geschäftspolitik ist notdürftiges Tun, wir wenden uns nicht gegen sie. Sie ist aber kein volkserneuerndes Tun. Sie hat bei uns in letzter Zeit einen grösseren Zug angenommen. Doch wo sie europäischen Strömungen, die, sofern sie lebendig sind, deutsche sind, eine Zuleitung für uns schafft, handelt es sich meist um oberflächliches Gut, um Anknüpfung von äusserlichen Beziehungen, vor allem um Erweckung des deutschen Verständnisses für uns. Das ist durch den Tag geboten und nicht am wichtigsten. Die Blickrichtung muss wesentlich umgekehrt sein: Beziehung zum Westen als dessen Exponenten hier, mit dem Ton auf dem Worte Exponenten. Wir vermissen in unserer gesamten Presse und Politik das Bewusstsein, dass wir einer solchen Aufgabe überhaupt unterzogen sind. Es ist die Aufgabe, die unser Bestehen im Lande lebendig rechtfertigt.

Sie wird bei uns höchstens ausgesprochen, gefühlt nur selten. Gottlob wird ihr durch die Masse entsprochen. Fragen wir aber nach: wir finden einen stark entwickelten Nationalstolz und dazu ein geradezu jüdisch ausgeprägtes Bewusstsein für das, was uns gut tut. Wobei wir allerdings auch dies zu engherzig fassen. Wir arbeiten nicht einmal an den Lebens-einrichtungen unserer Umgebung, und die sind zum grossen Teil staatlich, mit, indem wir sie zu beeinflussen suchen. Wir wehren uns nur, wenn sie sich gegen uns richten. Nebenbei bemerkt, die Hauptursache des rumänischen Misstrauens gegen uns.

Kaum einer weiss, wozu er da ist. Er will nur bleiben und sich bewahren. Das ist um keinen Deut edler als der Selbsterhaltungstrieb einer Katze. Dass wir als Deutsche bestehen wollen, mag uns um einen Grad höher heben, aber es sagt noch nichts darüber aus, ob das Deutsche Wert hat. Sind wir dieses Wertes in der Führerschaft nicht lebendig bewusst, so versteinern wir wie die orthodoxen Juden versteinert sind.

Was haben wir doch an äusseren Hilfen, uns lebendig zu erhalten! Wir sind niemals einer Form und eines Besitzes sicher. Wir sind immer alle an der Front. Seien wir es auch richtig. Steuern wir nicht nur, damit der Hof bleibe. Treten wir durchs Tor auf das Feld und säen wir. Der Same liegt in uns selbst. Holen wir ihn ans Licht.

In einer Polenik gegen die Leitung des Siebenbürgisch-Deutschen Tageblattes führte ich aus, dass sich unsere Politik der Volkserziehung unterstellen müsse. Daraus ist zu verstehen, was ich meine. Es genügt nicht, ein Volk zu verteidigen, es muss selbst kämpfen. Damit ist es nicht getan, dass einer nun hergeht und verkündet, ihr habt ein Recht hier zu sein, nun tut darnach und wehrt euch. Es gehen schon viel zu viele mit solchem nationalen Kleinkram hausieren. Das Volk muss wirklich geistig einen Inhalt haben.

Wo ist hier nun anzugreifen?

Das fragte ich mich, als die eben geäußerten Gedanken lange nicht so klar in mir waren wie heute, wo sie ja auch noch immer im Fliessen sind. War es mir mit den Gleichgesinnten gegeben zum Volke selbst zu sprechen? Oder waren wir die Wanderer in der Grosstadtstrasse, die selbst noch zu erreichen hatten, was sie forderten?

Wir waren diese! Und so ergab sich auch die Wahl des Mittels zur Wirkung. Eine Zeitschrift, die dort angreift, wo ein Grunderlebnis vorherrscht und auf die Masse ~~ein~~ ^{dringt}, ~~das~~ ^{wer sie} ~~uns~~ am überlebtesten und gefährlichsten erscheint. Das intellektuelle Bürgertum, verfangen in der Überschätzung demokratischer, rationaler und ästhetischer Werte, musste uns hören.

Und wieder auf welche Weise musste es angefasst werden?

Genügte es, religiöse und ethische Fragen zu besprechen, immer von der uns massgebenden Einstellung aus? Nein! Es mussten noch andere Gebiete herangezogen werden, die eine Einwirkung auf die Seelen gestatteten, die Kunst vor allen. Die exakte Wissenschaft schlossen wir aus. Am wichtigsten wurde die unmittelbare Kritische Arbeit. Diese Kritik, die anfangs so viel böses Blut gemacht hat, ist rücksichtslos, wo uns ein ethischer Mangel entgegentritt. Nicht der Person willen! Dies muss ich zur Selbstverteidigung gegen viele Angriffe feststellen. Die einzelne Person wurde uns nur insoweit - und man mag die Hefte darnach durchsuchen - zum Material unserer Kritik, als sie Ausdruck eines allgemeinen Misstandes war.

Es waren von vornherein grosse Gebiete unseres Lebens, die unserer Aufmerksamkeit nicht entgehen durften. Als erstes dasjenige, das dem Grunderlebnis und dem Grundziel unserer Arbeit am nächsten ist, die Kirche. Es ist auch das Gebiet, wo wir am schwersten zu einer Handlungsentscheidung finden. Die Entscheidung ist auch heute nicht klar gefallen. Könnten wir nur von rein religiösem Wollen aus an diese Frage herantreten, wäre die Antwort leicht. Wir müssten die religiöse Arbeit der Kirche, besonders wie sie in den Städten geleistet wird, ablehnen. Damit ist nichts geholfen. Erst wenn wir den Abfall von der Kirche vertreten würden, wäre eine ethisch einwandfreie Entscheidung getroffen, die sich aber sofort in ihr Gegenteil verkehrte dadurch, dass wir selbst in unserem metaphysischen Bedürfnis der Frage kirchlicher Organisation nicht entgegenstehen, uns dazu im allgemeinen indifferent verhalten und in unserer ganzen Einstellung vorkirchlich sind. Wir haben keine andere Form des religiösen Lebens, drängen zwar auch nicht darnach, dürfen aber die Möglichkeit zur Veredelung des Vorhandenen nicht von vornherein leugnen oder durch dessen Zerstörung unmöglich machen wollen. Und als Drittes, sehr machtvoll, zwingt uns die nationale Aufgabe der Kirche zur Überlegung.

In diesem von so bestimmten Punkten beeinflussten Suchen nach einer Stellungnahme bildete sich ein Gefühl aus, das ich als Empfindung für das Leben bezeichnen möchte. Ich sagte schon früher, dass wir den ausschliesslichen Jenseitsglauben mancher Religiöser der Gegenwart nicht verstehen, das uns das Diesseits nicht nach vernunftbestimmten Zielen allein zu werten möglich ist, dass wir vielmehr auch hier einen Sinn im Unfassbaren, ja Verstandeswidrigen erspüren und diesen ersehnen. Was uns und die gesamte Menschheit in den gegenwärtigen Verfall führte, war der Mangel an Dämonie im Leben, die dann im Kriege und in der Revolution so ungeheuerlich wieder ins Leben eintrat.

Wir warfen den anhaftenden Rest an materialistischen Forderungen, die wir von der Schule her auch an die Kirche und ihren Hokuspokus, wie wir damals heldenhaft-dumm gesagt haben, stellt fort. Sinn in einem höheren Grade fanden wir in der Idee der Kirche, in der Liturgie, in ihrem Aufgaben-

umfang, weniger in der Predigt, die zu subjektivistischen Deuteleien verführt, deren Beispiele alle leicht zu finden sind.

Wunschhaft sehen wir die Kirche als Inkarnation göttlichen Wirkens im Diesseits. Dies ist kein rein-christlicher Wunsch, ebenso kein reinprotestantischer, eher ein priesterlicher und ist nur ein Wunsch, den wir der Vernunft nicht opfern wollen. Wunsch ist er, weil die Kirche ihn nicht erfüllt, obwohl sie selbst in Worten und Ansprüchen seiner Erfüllung wegen da ist. Solange sie es nicht tut, ist jede klarere Fassung unseres religiösen Gefühls, das sich der Kirche anklagend gegenüberstellt, im Sinne des Protestantismus zu erfüllen. Das kann sie nicht, weil ihr im allgemeinen die Christentum und Protestantismus erst als Folgerungen ermöglichende Religiosität abgeht. Wir sind, solange ihr dies Zentrum mangelt, nicht ihre Schüler, eher ihre Lehrer, weil wir durch keine Vorschrift gehemmt freier als sie religiöser Vertiefung und Forschung nachgehen können. Wir tun es in den vielen Aufsätzen, die zu diesem Urthema sprechen, und haben die Genugtuung, dass einige junge Pfarrer dadurch zu unseren Freunden wurden. Die jungen Pfarrer fanden zu uns nicht etwa, weil wir sie überzeugt hätten. Sie sind uns bloss in ihrem Grunderlebnis verwandt. Die ganz alten Pfarrer haben noch, diesen schon wieder religiösen Sinn. Die Zwischengeneration, die jetzt führende, nicht nur in der Kirche, versteht uns gar nicht. Sie hat zwei Äpfel vom Baume der Erkenntnis gegessen, aber es reichte sie ihnen keine Eva.

Hier soll die grosse Aufgabe, die den jungen Pfarrern überantwortet ist, nicht in Zukunftsbildern vorgenommen werden. Wer könnte das! Von der keimhaften religiösen Ahnung dieser Jungen bis zu einer das kleinste Kirchengestühl und die letzte Liturgiefloskel erfassenden Durchpulsung der Kirche, die durch ihr blosses Da-Sein Gott unwiderleglich kündigt, ist eine unendliche Entfernung. Weg wage ich nicht zu sagen, denn hier ist nichts zu hoffen auf Grund unseres Wollens. Dies kommt von höherer Entschliessung.

Das heisst nicht, selbst die Hände in den Schooss zu legen. Das Negative in der heutigen Kirche muss uns bewusster werden. Dazu bringen wir die erwähnten Aufsätze, und wenn aus

keinem tieferen Grunde, so aus dem der Wahrheit. Den tieferen Grund umschrieb ich heute ununterbrochen. Dass Ansätze zu ihm und aus ihm auch in der Kirche lebendig werden, ist gut, nicht zu Hoffnungen, aber es ist gut.

Kirchliche Blätter, Nr.3, 17. Januar 1929, S. 22-25

Noch eines hat die Kirche in sich, deretwillen ihr der Rücken nicht gedreht werden darf. Sie ist lebendig, nicht um Gottes willen, sondern als Macht. In ihr äussert sich nicht bloss das Nationale, sondern mehr, das geistige Wesen ihrer Angehörigen, bei uns des Volkes. Äussert sich heute wohl abgeschwächt, weil ihre religiöse Aufgabe nicht wahrgenommen wird. Religiosität drängt von oben und unten in die Kirche hinein, mit den tausend lebenden Eigentümlichkeiten des Volkes vereint. Und so sehr ein religiöses Volk lebensdurchpulster, sagen wir kühn "ewiger" ist, geistiger und härter als ein sich nur konservierendes, so sehr auch eine religionerfüllte Kirche als Ausdruck und Mitschöpferin des Volkes. Sinkt die religiöse Substanz in der Kirche, verliert diese viel von ihrer Kraft, Ausdrucks- und Eindrucks-mittel für das Volk zu sein. Sie wird, wenn ihr aus praktischen Gründen nationale Aufgaben weiter überantwortet bleiben, immer fühlbarer äusserlich national, Buchhalterin des Volkes, politische Schaffnerin.

Diesem Zustand ist unsere Kirche fast ganz verfallen. Sie rettet sich daraus nur, wenn sie religiös wird. Aber noch heute im Tiefstand dringt aus ihr ein Strom von Leben neben ihrer politischen Zweckarbeit. Religion ist der innere Motor jeder Kultur, der Uantrieb auch der kulturellen Einrichtungen und nationalen Organisationen. Setzt der Antrieb aus, schwingen die Räder noch lange nach. Dies ist der Zustand der Kirche. Uns bleibt übrig, den Motor dort, wo wir können, wieder anzuwerfen. Das heisst national gefasst; die Kirche soll ihres Erzieheramtes mehr eingedenk werden in einem freien, aber nicht freiheitlichen und rationalistischen Sinn. In keinem demokratischen Un-Sinn, der zum Beispiel - ich verstehe noch heute nicht, weshalb - zum kirchlichen Wahlrecht der Frauen geführt hat, obwohl zu dieser

im Westen sozial-erklärlichen Massnahme bei uns keine Notwendigkeit bestand. Das Frauenwahlrecht ist bloss ein Beispiel und als vollzogene Tatsache wenig wichtig. Seine kampflose Einführung deutet auf den Glauben an die demokratische Gleichheitsphrase, der die Kirche verfallen ist gegen ihre Bestimmung, Lehrer, Führer, also auch Wertender zu sein.

Auf dem Gebiete der Erziehung liegen die gegenwärtigen Aufgaben der Kirche erfassbarer und erfüllbarer als in ihrer religiösen Unzulänglichkeit. Es führt über zur Frage unserer Führerschaft überhaupt. Nach dem Gesagten ist wenig Neues hinzuzufügen. Wir brauchen Führer, die dem Begriff des Nationalen nicht als von der Welt losgelöstes Element zur Konservierung des Volkes empfinden. So oberflächlich denkt wohl keiner. Aber sie handeln äusserlich-praktisch, als dächten sie so. Das bedeutet, dass sie innerlich das Wesen des Nationalen nicht grösser empfinden.

Nationales Empfinden ohne religiöse Bezogenheit, das sich nicht als menschlicher Ausdruck des Religiösen beweist, ist ein Restempfinden für die traditionelle Bequemlichkeit, ist unlebendig. Es wird zum Chauvinismus, zur nationalen Verengung, zum Judentum führen.

Auch hier verlangt unsere Forderung ein Doppeltes. Der Volksaufgabe, nicht des Volkes wegen brauchen wir Führer und dieser Aufgabe wegen müssen sich erst die Führer erziehen. Durch all unser Wollen geht dies hindurch: erst nach innen zu wirken, aufzuzeigen, wo das Unlebendige offen liegt, im Bürgertum, in der Kirche, in den Führern, und zu der Aristokratie zu bekehren, hinter der, wie es Konrad Nussbächer einmal ausspricht, immer ein Religiöses stehen muss, soll sie ihrer Führerschaft berechtigt sein.

Mit dem Mut zu verwerfen und zu scheiden kann ein solches notwendendes Führertum nur geschaffen werden. Das Verstehen nach allen Seiten hin hat das Bürgertum zu einer äusserlich stumpfen Moral geführt, in der der Tod aller Grösse liegt. Eine Handlung ist uns nicht deshalb gut, weil sie äusserlich moralisch ist, sondern weil sie lebenswert ist, weil in ihrem Geiste sich das Dämonische enthüllt. Dies zu fühlen, ist nicht jedem gegeben - die es fühlen, sind die Führer. Andere Führer sind nur Sachwalter. Den Führern aber

steht es zu, sich die Anderen so zur Gefolgschaft zu versichern, wie es im Leben immer war, kraft ihrer Ideenbereitschaft, für die das Volk, weil es ohne diese nicht leben kann, Blut und Gehorsam zu geben hat.

Unter den Vorwürfen, die dem Klingsor reichlich gesendet wurden, war keiner so leer wie der: wir wollten ein Kosmopolitenum, wir verträten ein "Sich-Ausleben" und ästhetische Genüsse. Man muss schon sehr im bürgerlichen Alltag die endgültige Ordnung der Welt sehen, jedes männlichen und heldischen Geistes verlustig sein, um solche Nachtmützenweisheit aus unserem Tun zu lesen. Wer uns erfasst, wird schon im ersten Erkennen fühlen, dass wir allem nur pazifistischen, allem nur ästhetischen, aber auch allem nur bürgerlich-moralischen Wollen Todfeinde sind. Dem letzteren widerspricht die Reinheit des gewöhnlichen Empfindens, den anderen Bestrebungen das Leben. Uns geht es um ein vertieftes Leben. Da möge man endlich erkennen, dass es einen Weg dazu nur über die Brücke der Pflicht gibt. Diese Pflicht, den Schwerhörigen doppelt laut gesagt, ist nicht die Anstandspflicht des Bürgers.

Die Generation der Allerjüngsten, die hinter uns kommt, hat sich uns durch viele Äusserungen genähert. Wenn wir sie bisher nicht als besonders Produkt anzusehen geneigt waren, so darum, weil wir sie nicht als Träger anderer wertvoller Ideen, als die wir selbst vertreten, erkennen konnten. Auch erscheint sie uns in den sentimentalischen Ausrufen ihrer Jugendnot, die durchaus keine Schicksalsnot ist, der Entschiedenheit zu mangeln, sich an die vor uns allen liegenden Probleme hinzugeben. Teils macht sie es sich zu leicht, strebt nicht einmal an, das ihr Entgegentretende zu durchdenken, teils ist sie eingefangen in süßes Geschwätz, späte Provinznachfahrin der Ästheten ohne deren Verstand, teils verliert sie sich an radikale Einzelbestrebungen. Es dünkt mich, dass ihre wertvollen Vertreter noch schweigen. Die bisjetzt Gehörten überzeugen nicht.

Vielleicht wundert man sich, dass ich nichts über die künstlerischen Bestrebungen des Klingsors sage. Kunst wächst nur aus dem Leben. Wir sind bemüht, dieselben Forderungen an sie zu stellen wie an andere Lebenserscheinungen. Aus meinen

Ausführungen wird man erkennen, was uns von der ästhetischen, in Siebenbürgen letzten Kunsteinstellung scheidet. Wir verlangen, dass die Kunst das Innerlichste, Unfassliche, nicht seine Oberfläche gestalte und deute. Als Zeitschrift können wir dazu unmittelbar nicht mehr tun als anzuregen, zu scheiden, und das Wertvolle nicht nur der Heimat zu unterstützen.

Ich habe hier die Ideen, die hinter der Zeitschrift Klingsor stehen und in ihr zutage treten, umrissen. Alle einzelnen Folgerungen zu betrachten, habe ich vermieden, dafür die Hauptaufgabe ausgeführt, immer mit dem etwas lähmenden Bewusstsein, dass viele dieser Gedanken uralte sind. Wir vertreten in der Tat nichts Besonderes. Etwas Besonderes war das Ästhetentum der Vorkriegszeit. Es ist infolgedessen, soweit es nur dies war, tot. Wir wollen das Bleibende wieder ins Licht rücken. Tun wir es in allgemeiner Forderung, so schreit Krethi und Plethi, das sei ja selbstverständlich. Doch gibts auch hier kündige Thebaner. Versuchen wir aber, wie wir es tun, diese Ideen im Leben zu vertreten an einzelnen Fragen und Beispielen, so beginnt man zu schreien, wir seien Volksschädlinge. Es schreien immer Viele, wenn ihnen die Luft die Fensterflügel aufreisst.

Im allgemeinen Diskutieren mögen manche meiner Mitarbeiter zu den eben geäußerten Fragen eine von meiner abweichende Antwort erteilen; in der Probe auf das Exempel, im Handeln der Zeitschrift, finden wir uns und dies deutet zwingender als ein wörtlich gleiches Glaubensbekenntnis darauf zurück, dass wir den gleichen Glauben haben.

Dass die Leser sich mit diesem auseinandersetzen als mit einer wirkenden Tatsache, ist der Zweck dieser Ausführungen, der ihnen auch gleich die Gewissheit geben möge, dass das Leben durchströmt ist vom ewigen Grund seines Bestandes, dass alles, was wir leider höher einzuschätzen geneigt sind, Wirtschaft, Nation, Moral, niemals für sich besteht in voller Gültigkeit, sondern erst aus solcher Verinnerlichung Fülle und Geltung empfängt. Damit das Leben zur Einheit werde, sind wir um diese Zeitschrift geschart, ohne Rücksicht, ohne Liebfertigkeit, ohne Verführungskunst, ob man uns zuhört oder nicht, ob wir äußerlich weiterbestehen oder nicht. Wir sind selbst noch Werdende, auf keinem Gebiet fertig, die deshalb

noch allzu oft gefühlsverloren sind, aber nicht ohne Auftrag und Ziel. Denjenigen, die nur Phantasie in unserem Planen sehen, sei gesagt, dass solche Phantasie dem Saft eines Baumes gleicht. Aus seinen toten Blättern kann man Holz für andere machen. Aber er lebt nur, wenn in ihm der Saft steigt und nennen sie den meinethalben Phantasie. Dass die Blätter grünen, beweist das Leben in ihm. Auch unser Wollen wird schliesslich sein äusserliches Gewand finden, seine sichtbaren Zweige und Blätter. Dass jedermann den Saft steigen hört, ist nicht nötig und unmöglich. Die Blätter wissen nie darum, aber sie leben davon.

~~Kirchliche Blätter, Nr. 4, 24. Januar 1929. Seite 31-32~~

+ + +